

Geschlechterforschung

»Agendawissenschaft« oder »Gender-Gaga«: Die Geschlechterforschung steht immer wieder in der Kritik. Jetzt zeigt ein Gutachten, was sie leistet – und wie die Naturwissenschaften sie ignorieren VON ANNA-LENA SCHOLZ

Irgendwas an diesem Fach scheint anders zu sein als an Teilchenphysik, Virologie oder Makroökonomie. Als sei es in einen Dunst gehüllt, der die Klarsicht erschwert. Dieses Fach: Gender-Studies. Auf Deutsch: Geschlechterforschung. Auf Rechtsaußen: »Agendawissenschaft«.

Irgendwie unklar, worum es da eigentlich geht. In dieser Woche stellte der Wissenschaftsrat – das höchste Gremium, das Bund und Länder in wissenschaftspolitischen Fragen berät – ein Gutachten vor. »Empfehlungen zur Weiterentwicklung der Geschlechterforschung in Deutschland« steht darauf. Im Kern enthält das 150 Seiten lange Dokument folgendes Ergebnis: Die Natur- und Technikwissenschaften sowie die Medizin, ein beträchtlicher Teil der deutschen Forschung und Lehre also, hat sich der Geschlechterforschung bislang nahezu gar nicht geöffnet – und sich damit über Jahrzehnte systematisch von einem Forschungsfeld entkoppelt.

In so lebensnahen Feldern wie Gesundheit oder Informatik, in Gebieten wie Architektur, Stadtplanung, Maschinenbau, fehlt es hierzulande an Grundlagenwissen darüber, wie sich die jeweiligen Erkenntnisse auf Männer und Frauen auswirken. Und wie man eine solche Geschlechterperspektive überhaupt methodisch gesichert ins wissenschaftliche Arbeiten einbaut.

Der Mensch, heißt es im Gutachten des Wissenschaftsrats, sei kein »geschlechtsloses Wesen«. Fachdisziplinen, die sich dieser grundlegenden Einsicht nicht öffneten, könnten schlicht nicht jenen »adäquaten Komplexitätsgrad« erreichen, den man von Leitwissenschaften erwarten dürfe.

»Ein wichtiger Diskurs«

DIE ZEIT: Hallo, Herr Professor Hänsch! Sie sind Biologe an der TU Braunschweig. Und Sprecher für die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fakultäten in Deutschland. Interessieren Sie sich für Geschlechterforschung?

Robert Hänsch: Ja! Ein wichtiger Diskurs. Ich sehe bei meinen Kindern, davon zwei Töchter, wie bedeutsam das Thema ist.

ZEIT: Ah ja?

Hänsch: Inzwischen sind in der Biologie über 60 Prozent unserer Studierenden weiblich. Bei den Professuren ist das Verhältnis in den Naturwissenschaften noch nicht so ausgewogen. Aber wir holen deutlich auf.

ZEIT: So viel zur Gleichstellung. Aber was ist mit der naturwissenschaftlichen Forschung, spielt Geschlecht als Gegenstand da eine Rolle?

Hänsch: In Braunschweig wurde gerade eine Junior-Professorin für Gender-Studies im interdisziplinären Verbund berufen, auch die Physik ist mit dabei. Ähnliche Initiativen sind mir auch an anderen Universitäten bekannt.

ZEIT: Und die inhaltlichen Debatten der Geschlechterforschung?

Hänsch: Natürlich sind mir die aktuellen und grundsätzlichen Debatten bewusst. Es ist nach meiner Wahrnehmung als Naturwissenschaftler eine dynamische und zunehmend komplexe Diskussion.

Gender-Studies, Gender-Gaga

»Gender« ist ein Schlagwort, es irritiert durch unsere Gegenwart. Durch Politik, Verwaltung, Kultur, Medien. Und durch die Universitäten. Der Berliner Bürgermeister ist gegen »Gender-Sprache« in der Verwaltung, die Grünen Jugend hingegen liebt das »Gender-Sternchen«. Es gibt »Gender-Debatten«, »Gender-Medizin«, »Gender-Equality«.

Was meint eigentlich dieses Gender? Und was genau hat es mit Wissenschaft zu tun?

Im Englischsprachigen wird unterschieden zwischen *sex*, damit ist das biologische Geschlecht gemeint, und *gender*, was die soziale und kulturelle Geschlechtsidentität beschreibt. Der deutsche Begriff bündelt diese beiden Dimensionen. Und darum geht es: Was ist ein Mann? Was eine Frau? Gibt es mehr als zwei Geschlechter? Was meinen wir mit »Geschlecht« – geht es da um körperliche Merkmale, und wenn ja, welche genau? Primäre Geschlechtsorgane, Hormone, Gene, das Gehirn? Ist unser Geschlechtsempfinden erlernt, kulturell geprägt, historisch gewachsen, wandelbar? Was folgt aus alledem? Für die Erziehung. Die Schulbildung. Die Ernährung. Die ärztliche Behandlung. Das Design von Autositzen. Das Programmieren von künstlicher Intelligenz. Wie prägt das Geschlecht die Kunst, die Literatur, den Film, die Architektur, die Maschinen, die Kleidung, die Möbel? Welche Auswirkungen gibt es auf das Recht, die Steuern, die Politik, die Bewältigung der Klimakrise?

Das klingt eigentlich nicht allzu aufregend. Doch in der Öffentlichkeit wird daraus: »Voodoo-Wissenschaft«. Oder: »Pseudowissenschaft«. Oder: »Gender-Gaga«. Diese Verbrämungen treten besonders deutlich bei der AfD hervor: Ziel des Faches sei eine umfassende »Gesellschaftstransformation« durch Frauenquoten, Gender-Sternchen und »Staatsfeminismus«. Es sei »nicht auszuschließen«, so formulierten es

vergangene Woche die Fraktionsvorsitzenden Alice Weidel und Tino Chrupalla in einem Papier, das die »umfanglich ausgebaute universitäre und finanzielle Expansion der Gender-Studies und damit deren politische Agenda weiter vorangetrieben werden«.

Null Komma irgendwas

Das Gutachten des Wissenschaftsrats zeigt nun, wie die Geschlechterforschung institutionell verankert ist. Es gibt in Deutschland derzeit 50.300 Professorinnen und Professoren. 173 von ihnen widmen sich der Frauen- oder Geschlechterforschung, das sind 0,3 Prozent. Überwiegend sind die Professuren in den Sozial- und Geisteswissenschaften beheimatet; in den naturwissenschaftlichen Fächern gibt es insgesamt gerade einmal 14, in der Medizin elf Professuren mit einem designierten Gender-Schwerpunkt. In der außeruniversitären Forschung, also etwa bei der Helmholtz-Gemeinschaft oder Max-Planck-Gesellschaft, ist das Gebiet nahezu gar nicht etabliert.

An den Hochschulen forschen und lehren natürlich neben Professorinnen noch Doktoranden, Postdocs, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen. Auch wer sich nicht »Geschlechterforscher« nennt, kann diese

Perspektive berücksichtigen. »Geschlecht« wird dann als eine epistemische Kategorie verstanden, als eine Art Schlüsselloch, durch das man auf die Welt blickt. Man fragt nicht: Was ist ein Herzinfarkt? Sondern: Wie äußert sich ein Herzinfarkt in einem weiblichen, wie in einem männlichen Körper? (Die Symptome sind nämlich unterschiedlich.)

Das Problem liegt laut Wissenschaftsrat nicht darin, dass es gar keine Geschlechterforschung gibt. Er fordert auch nicht, dass nun jeder zum Genderexperten werden soll. Die Kritik lautet, dass das Fach »unzureichend« institutionalisiert sei und erarbeitete Erkenntnisse immer wieder wegbrächen. Er empfiehlt daher mehr dauerhafte Professuren, interdisziplinäre Studiengänge sowie eine allgemeine »Intensivierung« der Zusammenarbeit über alle Felder hinweg, insbesondere in den technischen Fächern und der Medizin. International sei die Bedeutung entsprechender Forschung bereits gewachsen – »Deutschland hängt in dieser Entwicklung erkennbar zurück«.

Eine beispielhafte Karriere

Hinter den Befunden stehen Lebensläufe. Zum Beispiel dieser hier, von Anelis Kaiser Trujillo. Sie ist

50, war bis vor Kurzem Professorin an der Universität Freiburg, ihre Stelle wurde nicht entfristet. Ihre Stimme schwingt sanft schweizerisch. Sie erzählt:

»Ein Student erklärte mir einmal, er habe auf diese weltfremde Gender-Kacke keine Lust. Am Ende sagte er, das Seminar habe sein Leben verändert, weil er so viel verstanden habe. Die Nachfrage unter den Studierenden ist groß. Meine Seminare, zum Beispiel »Gender and Technology«, sind immer voll. Ich arbeite an der Schnittstelle von Neurowissenschaften und Psychologie. Es gibt kein typisch männliches oder typisch weibliches Gehirn, die Empfindung unserer Geschlechtsidentität und unsere neuronalen Netze korrelieren aber miteinander. Solche interdisziplinäre Forschung wird ja überall gefordert, von den Unis, der Politik, man will sich damit schmücken. Aber wer wie ich in mehreren Fächern arbeitet, gehört nirgends richtig dazu. Niemand fühlt sich verantwortlich, niemand setzt sich ein, die Stellen zu verstetigen. In Physik, Biologie, Informatik gibt es deutschlandweit ein, zwei Handvoll Leute, die sich auch in Geschlechterforschung

qualifiziert haben. Nur zwei Professuren sind entfristet. Meine Lehrerfahrung geht verloren. Manchmal denke ich: Dieses Privileg, jahrzehntelang aufgebautes Wissen einfach wieder aufzugeben, können sich nur reiche Länder leisten. Seit Jahrzehnten muss jede Forscherin, die antritt, aufs Neue begründen, warum es sie geben darf. In Kanada und den USA dagegen gibt es viele spezialisierte Gender-Studiengänge. Kollegen aus den Naturwissenschaften denken oft, ich sei eine Professorin für Gleichstellung. Meine ganze Karriere kämpfte ich mit diesem Missverständnis, auch an meiner Fakultät: Geschlechterforschung sei kein Wissen. Sondern Ideologie. Indoktrinierung.«

Feminismus oder Wissenschaft?

Das ewige Missverständnis. Der Wissenschaftsrat adressiert es in seinem Gutachten: »Die Geschlechterforschung als wissenschaftliches Forschungsfeld einerseits und die Gleichstellungspolitik andererseits sind – trotz inhaltlicher Berührungspunkte sowie sinnvoller Kooperation – grundsätzlich zu unterscheiden.« Er warnt sogar ausdrücklich davor, die beiden Aspekte zu »verschränken«.

Doch genau das ist über Jahrzehnte passiert.

Es begann in den Sechzigern. Wir haben abgetrieben, der Muff unter den Talaren, das Private ist das Politische. Anzahl der Professorinnen im Jahr 1980, vorher wurden sie nicht einmal erfasst: 5 Prozent. Studentinnen: 36 Prozent. Schon die erste Frauenbewegung Ende des 19. Jahrhunderts hatte für den Zutritt zu Bildungsinstitutionen gekämpft. Jetzt, in den Jahren der Revolte, ging es um die Frage: Wer forscht und lehrt, was ist unser Wissenskanon?

In dieser Zeit entstand die Frauenforschung. Sie verstand sich als feministisch, sie wollte politisch sein. Die wenigen Frauen an den Hochschulen kämpften um Grundlegendes: darum, dass sie in der Wissenschaft überhaupt vorkommen. Dass sie mitbestimmen, was gelehrt wird. Nicht nur Johann Wolfgang von Goethe, sondern auch Karoline von Günderode. Nicht nur Napoleon, sondern auch Olympe de Gouges. Nicht nur Männerweltgeschichte, sondern auch der weibliche Blick.

»Frauenbewegung«, das klingt so groß. In Wahrheit waren es wenige Einzelne. Sie mussten immer zweierlei zugleich tun: die Geschichte der Geschlechter erforschen – und dafür eine Stelle schaffen. Damit das Fachgebiet entstehen konnte, musste also das passieren, wovon der Wissenschaftsrat jetzt warnt: wissenschaftliche Arbeit und Gleichstellungspolitik systematisch zu verschränken.

Heute sind 27 Prozent aller Professuren weiblich besetzt. In den Geistes- und Sozialwissenschaften, wo die Frauenforschung ihren Ausgang nahm, sind es deutlich mehr. Ein Erfolg. Und ein schweres Bündel. Wo eine Frau Geschlechterforschung betreibt – da muss sie doch eine Agenda haben! Professorin für Feminismus, sozusagen.

An der Abbruchkante

Diesen Schmerzpunkt hat der Wissenschaftsrat nur umkreist: Kippt der feministische Gestus, der dem Fach historisch eingeschrieben ist, bisweilen in ideologische Verblendung? Bleibt die kleine Fachcommunity zu sehr unter sich? Die Historikerin Margit Szöllösi-Janze, Vorsitzende der Arbeitsgruppe, die das Gutachten erstellt hat, sagt, man habe über die »Spannung« zwischen Aktivismus und Forschung diskutiert und sie markiert, konnte sie inhaltlich aber nicht vertiefen. Es gibt nur diesen Satz: »Ein emanzipatorisch-aufklärerisches Ziel zu verfolgen, steht nicht im Widerspruch zum Status als Wissenschaft.«

Das ist knapp. So knapp, dass es ein bisschen nach Abwehrzauber klingt: Hinfort mit dem Ideologie-Vorwurf, hex, hex! Vorbehalte entkräftet man so eher nicht. Dabei liegt gerade hier der wissenschaftstheoretische Kern – ein Kern, der für sämtliche Fächer und Fakultäten relevant ist: dass nämlich unser gesamtes Weltwissen immer »situiert« ist (so die Biologin und Philosophin Donna Haraway). Der Mensch, der dieses Weltwissen an der Universität produziert, wohnt stets an der zugigen Abbruchkante der eigenen Wahrnehmung. Des eigenen Geistes, des eigenen Körpers – und der eigenen Fachdisziplin.

Geschlechterforschung zu betreiben beinhaltet ein Risiko. Nicht nur das Risiko, nie eine feste Professur zu erhalten. Sondern in die Schusslinie des Autoritären zu geraten. In Ungarn hat Viktor Orbán die Gender-Studies vor einigen Jahren verboten. In Kanada attackierte ein Student vor zwei Wochen die Professorin eines Gender-Studies-Seminars mit dem Messer. Tatmotiv laut Polizei: Hass auf vermeintliche Geschlechterideologie.

Der Wissenschaftsrat unternimmt nicht weniger als eine Beweislastumkehr. Er entlässt die Geschlechterforschung aus dem Legitimierungsstress – und schiebt ihn den anderen Fächern zu. Im Lichte dieses Gutachtens wird die naturwissenschaftliche Diszipliniertheit zum intellektuellen Makel.

www.zeit.de/vorgelesen

Der unscharfe Blick

Mehr Wissen

Der Wissenschaftsrat wurde 2019 beauftragt, die Geschlechterforschung zu evaluieren – von der Stadt Hamburg, wo die Grünen-Politikerin Katharina Fegebank Wissenschaftssenatorin ist, in Übereinkunft mit den anderen Bundesländern. Der Arbeitsgruppe gehörten 20 Personen an.